

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

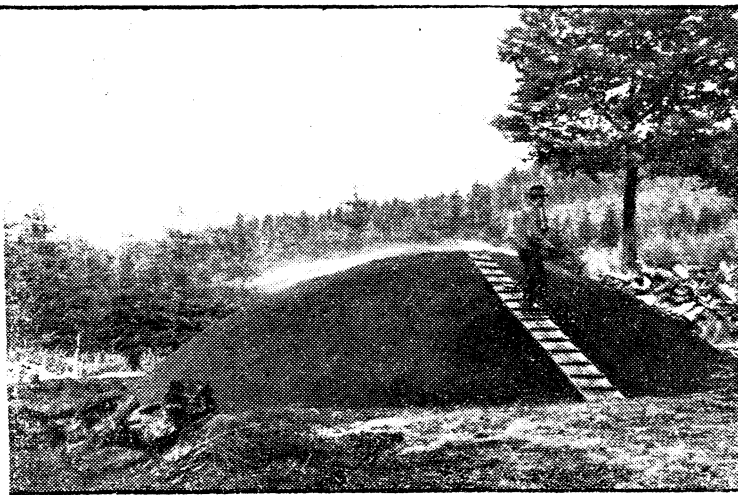
Nr. 16 — Sonntag, den 19. April 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Aussterbendes Gewerbe im Erzgebirge

Noch rauchen in der Gegend zwischen Reitzenhain und Boberschau die Kohlenmeiler.

Die Bilder zur Titelseite unserer heutigen Heimatblatt-Ausgabe sind uns von einem unserer treuen Leser aus Hamburg zugestellt worden. „Alle Jahre“, so schreibt uns dieser treue Leser unserer „Erzgebirgischen Heimatblätter“ u. a., „verlebe ich meinen Urlaub in der erzgebirgischen Heimat“. Wenn er da durch



Brennender Kohlenmeiler.

(P. Schubert, Hamburg-Jöblich.)

die Wälder unserer Heimat streift, dann begegnet er all den Bildern seiner Jugend — und schöpft immer neu aus dem Born der erzgebirgischen Heimat. Diese beiden Aufnahmen hat er wohl mit dem wehmütigen Gedanken vorgenommen, daß es sich bei den Kohlenbrennern des Erzgebirges um ein sterbendes Gewerbe handelt. Wir möchten hierzu einem Verufenen — Albert Zirkler in Dresden — das Wort erteilen, der uns vom Leben der Köhler in der Nähe des schönen Nagschungtals unter anderem folgende Schilderung gibt:

„Wenige Schritte von der Straße entfernt raucht ein Kohlenmeiler inmitten eines freien Platzes. Ringsherum lehnen Fichtenstämme mit vertrockneten Wipfeln an einer Art Trockengestell. Sie dienen als Windschutz. Ein langer, eigenartiger Wagen steht neben dem Meiler. Der Holzkohlenwagen. Auf hohen Rädern ruht ein aus Fichtenstämmchen geflochtenes, vorn und hinten abgerundetes, großes forbähnliches Gestell. Am Waldrand fauert eine armselige, niedrige Steinbude. Die Hütte des Köhlers. Hinter dem Meiler steht der Köhler mit rußgeschwärztem Gesicht. Ein mittelgroßer Mann. Den Schirm seiner alten Sportmütze hat er tief in die Stirn gezogen. Er trägt eine zerrissene Strickweste. In der einen Hand hält er seine Tabakspfeife. Mit der anderen stützt er sich auf eine lange Stange, eine Art Schaufel. An einen langen Stiel ist schräg ein nahezu viereckiges, flaches Buchenbrett genagelt. Damit glättet er den schwarzen Mantel des Meilers, aus dessen oberem Teil blauer Rauch lustig herauskringt und dampft. Wie ein riesiges, schwarzes, sauber abgerundetes Räucherkerzen steht der Meiler breitbeinig im Wald. Ein angenehmer Duft erfüllt die Luft. Es riecht nach Harz und frischem Holz, nach Wald und Einsamkeit. Die Autofahrer verabschieden sich. Nun erst können wir uns ruhig mit dem Köhler unterhalten. Er spricht schlicht und treuherzig in seiner erzgebirgischen Mundart. Anfangs er-

zählt er nur stockend. Von Zeit zu Zeit zündet er immer wieder eine braune Tabakspfeife an. Aus kleinen, verkniffenen Augen mustert er uns forschend. Auf seinem vorstehenden Kinn starrt ein Gestrüpp von grauen Bartstoppeln. Er sagt: „Ich bin menschenscheu“. Und indem er mit der ruhigen Hand nach der Straße zu zeigt, erzählt er, daß wohl Sonntags zahlreiche Leute, vor allem Autofahrer, zu ihm kommen. Manchmal wird es ihm zuviel. Es ist schon vorgekommen, daß er sich in seine Hütte eingeschlossen hat. Da können „sie“ pochen. Er macht nicht auf. Aber in der Woche, da kommt ihm kaum jemand zu nahe. Nur aller drei Tage bringt ihm seine Frau aus dem Grenzdörfchen Nagschung das Essen. Vierzig Jahre lang betreibt er schon das Köhlerhandwerk. Jetzt ist er 56 Jahre alt. Seit 55 Jahren wird auf der gleichen Stelle, wo wir stehen, Holzkohle gebrannt. Man sieht es auch. Das Erdreich ist in größerem Umkreis verkohlt. Der Meiler vor uns brennt seit zwei Tagen. 70 Meter Holz stecken drin. Es sind Horzeln (Baumwurzeln, Wurzelstöcke) und mittelstarke Rundholzstücke. Der Haufen brennt von oben nach unten. Die Kuppe ist bereits etwas eingesunken. Mit einer langen Stange stößt der Köhler Luftlöcher in den Mantel. Er legt noch während des Brandes Holz, das neben dem Meiler liegt, oben nach, damit zu großes Einsinken verhindert wird. Um zu dem oberen Teil des Meilers zu gelangen, benutzt er zwei lange, schmale, dicke Bretter, die durch Querleisten miteinander verbunden sind und einer Hühnertrappe gleichen. Diese Stiege ist



Der Kohlenmeiler wird gelöscht.

(P. Schubert, Hamburg-Jöblich.)

schräg an den Meiler angelehnt, dessen unterer Teil ringsum von einem Graben umgeben ist. In der Nähe liegt eine lange Stange, an deren Ende ein kurzes, dickes Stück Rundholz befestigt ist. Damit stützt er sich, wenn er die Stiege hinaufsteigt, um nicht einzubrechen. Wenn das geschieht, dann schlagen die Flammen hoch heraus. Deshalb muß er auch beim Nachfüllen besonders vorsichtig sein. Im Nu verlieren Schuhe, Sachen und Haare. „Dr Bart is weg!“ Neun Tage dauert es, bis der Holzstoß verkohlt ist. Neun Tage brennt der Meiler. Neun Tage hat der Köhler keine Ruhe. Immer muß er als aufmerksamer Wächter um den rauchenden Keil herumlaufen und aufpassen, daß ja nicht irgendwo die hellen Flammen heraus schlagen.

Still, friedlich und ruhig raucht der Meiler. Aber der Köhler läßt sich nicht täuschen. „Mr muß immer 's Schlachte denken!“ Das ist sein Grundsatz. Ein Stück Köhlerweisheit. Wenn der Holzstoß anfängt, in hellen Flammen zu brennen, dann sind alle Mühe und Arbeit umsonst gewesen. Am schlechtesten ist die Zeit von Abend bis Morgen. Da hat er ein bewährtes, wenn auch nicht gerade angenehmes Mittel für die Nachtwache. „E richtgr Köhler muß immer friern!“ An de Baa, an de Händ, in'n Gesicht!“ sagt er trocken. Würde der Köhler sich nachts mit einer Bettdecke oder einem warmen Mantel zudecken, dann schlief er fest und wachte nicht auf. Unterdeßen könnte der Meiler lichterloh brennen. Nun verstehen wir auch, daß auf seinem zerwühlten Strohlager nur eine alte Jacke liegt. Wenn sich der Köhler etwa um 8 Uhr abends schlafen legt, dann treibt ihn — wie er uns erzählte — meist schon um 10 Uhr die Kälte zum ersten Mal von seinem Lager auf, um 12 Uhr geschieht es zum zweiten Mal. Um 4 Uhr morgens ist er wieder auf den Beinen, um 6 Uhr steht er auf. Während der neun Tage kommt der Köhler nicht aus seinen Sachen heraus. Drei Tage dauert das Abräumen.

Früher hatten es die Köhler besser. Noch vor dem Kriege „meilerten“ sieben Mann. Damals konnte jeden Tag einer nach Hause schlafen gehen. Nach dem Kriege wurde es immer „winger“. Einer nach dem anderen wurde fortgeschickt. Zuletzt blieb nur noch einer: unser Köhler. In manchem Jahr wurden zwei, in manchem wurde nur ein Meiler gesetzt. Aber „seit der nei'n Regierung“ wird es mit der Arbeit wieder besser. Im Herbst 1934, als ich den Köhler besuchte, hatte er schon fünf Meiler gesetzt. Der Köhler arbeitet für einen Guts- und Fuhrwerksbesitzer, den „Hüttstattbauern“, in dem nahen Dorfe Ausprung. Je nachdem Aufträge vorliegen, wird gemeilert; wenn es sein muß, das ganze Jahr hindurch, auch im strengen Winter. Ist nichts zu tun, dann geht der Köhler heim in sein böhmisches Grenzdorf. Da kauft er sich ein paar Bullen (Flaschen) „böhmisch Bier“, die trinkt er gemütlich zu Hause. Und nachher schläft er sich geländlich aus. Das ist dann für ihn ein Festtag!

Im Krieg hat er auch sein Handwerk betrieben. Er hat bei den 92ern, einem deutschböhmischen Regiment, gedient. Da hat er in Italien viel Holzkohle brennen müssen.

Wenn der Köhler daheim in seinem Dorfe weilt, dann dient seine Hütte zuweilen lichtscheuem Gefindel als Unterschlupf. Vielleicht auch für Bascher? (Doch hat er davon nichts erzählt.) Aber Müßiggang will er ein Schloß vorlegen. Manchmal, wenn er Arbeit hat, kommt der „Herr“ Schandarm und forsch nach, ob jemand bei ihm genächtigt hat. Viel Platz ist ja nicht in seiner Hütte. In der Mitte steht ein kleiner Herd. Rechts die Pritsche

mit der Strohbuke. Links ein alter Tisch und eine Bank. Die kleinen Fenster sind mit Stroh verstopft. In der Ecke hängt eine runde Stallaterne mit Drahtgitter. Das ist die ganze Einrichtung.

Unterdeßen werden die Schatten der Bäume immer länger. Es wird für uns Zeit, aufzubrechen. Mit kräftigem Händedruck verabschieden wir uns von dem Köhler. Noch lange riechen unsere Sachen nach Rauch. — Als die Nacht ihr Sternenzelt über Berge und Wälder spannte, als der kalte Nachtwind über kahle

Höhen pfiff, da dachten wir an unseren Köhler droben im Kriegswald, der friert und wacht, daß später seine Holzkohle den Menschen Wärme und mannigfachen Nutzen spenden können.

In der Waldeinsamkeit haust ein Mensch, genügsam, anspruchslos, bescheiden, treu auf einsamem Posten ausharrend, erd- und naturverbunden, Hüter und Vertreter eines alten, aussterbenden Waldgewerbes. Wie lange noch werden Köhler in unseren Wäldern haufen und meilern?“

* * *

Erzgebirgische Schnorken

Von Walter Schimm, Chemnitz.

De Erbswurscht

Dr Pfeifköppl-Gust, dar von dr Halstüchel-Kamilla de klänste Maad geheirat hatt, dorbieret schie seit Woch'n sei gunges Weibel, se soll ne doch ze mittig mol anstatt dan Mahlpaps ene Erbswurscht ze ass'n mach'n.

Wura's nu loog, doß dr Gust käne fette Supp ze ass'n kriegt, konnt 'r nett drfah'n. Fünf Woch'n war'n unnerdeß'n organge, obr ne Gust sei Wunsch hatt noch kä Erfülling gefund'n.

An en Donnerst'g war'sch; 's gob wieder de belieb'tn halb- orbranntn Quartsp'gn — do fuhr ne Gust de Mut nei un machet sen Harzn Luft, ('s war dr erschte Ehekrig): „Soog mr

när emol, hast dä du nisch't drhäm von dr Ass'nmacherei ze sahe gekriegt? Du hast wuhl a lieber en Roman gela'n als deiner Muttr biffel mos obzeguck'n bei dr Ass'nmacherei. 's wär dir kä Perl aus dr Kron gefall'n, wenn de diech e biffel drim bekimmert hättst!“

Reumütig saht's gunge Weibl: „Obr, Gustav, ihe tuft de mr obr Uracht aa. Ich hob mieh alle Toog, bal e vartel Gahr lang, an Radio nagesetzt un hob de „Stunde dr Hausfrau“ obgehört — obr von dr Erbswurscht hobn se nisch't gebracht. Un übr'ans, Gustav, hob iech schie sechs Stück gela'n un in kochndn Wasser neigeschmiss'n, abr die sei doch alle zerplatzt . . .!“

(Handwritten flourish)



Aus deutscher Heimat

Balingen in Württemberg, am Eingang zu den mächtigsten Felsenbergen der Schwäbischen Alb, hat in dem an der Elzach gelegenen aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammenden Zollernschloß und dem Wasserturm eine malerische Partie, deren unterste Mauerteile aus dem 13. Jahrhundert stammen. Die Stadt ist ein sehr beliebter Standort für die lohnenden Wanderungen in den hier bis über 1000 Meter ansteigenden Albbergen, die durch ihre steilen Felsstürze und Grate, sowie durch prächtige Fernsicht bis zu den Alpen berühmt sind.

Wie se wieder kame!

Erzählt von Max Wenzel.

Huch an Himmel kame e paar Schwalbese gezuht. Se warn ofn Hamwag nooch Deitschland. Wie sichs vu Maa un Fraa gehert, fluhng se racht schie nabnenaner har. Esu ging's übern grußen Waffer un über Barg un Taler wag. Es war bei ihne oder aa wie bei de richting Eheleit: De Fraa hatt eitel an ihrn Maa emos ausgezehen. Endlich fing se a: „Sog nür emol emos, du alter Muff! Rast doch sifst schnattern wie e Ganserich. Nür wenn de mit deiner Fraa beisamme bist, do brängst de de Gusch net auf!“

„Wos soll ich dä gruß johng! Ich ho die Fliegerei soot! Wenn mer nür ericht derham in unern Stall wärn!“ manet in aller Seelenruh dar Schwalberich. Oder do war er bei seiner Fraa schie in Fetznappele neigetraten.

„In unern Stall?! Dos müßt mer esu sei! In dan Drackluch un den Gestank brängst de mich net wieder nei! Heuer werd in der Stadt gezuht!“

„Nei in de Stadt willst de? Du bist wuhl net racht gescheit?! Wu mer niemanden kennt! Dortn wüßt ich aa ten enzing Ruhstall!“

Du mit dein efelhaften Ruhstall! Dan Gestank ho ich soot! Un dos ewige Gebrumm vu die Küh un dos Gerassel vu de Halfterketten will ich net meh ahörn! Mir werd doch ganz narviös dervu! Un dos ewige Geschnauf un Geschnaß ben Affen! Dos Rindviech larnt doch in Labn net, wie sich's ben Affen benahme soll! Mir werd schie speiübel, wenn ich nür dra dent!“

Er wollt ericht emos derzu johng, oder schließlich dacht er doch, es hätt gar ten Zwack, donei ze reden, un se flugr wieder, uhne e Wort ze reden, nabnenaner har. Wie se über ener Reih huche Barg waggefluhng warn, johng se ihr Sachsenland vir sich lieng: grüne Wiesen un Walder, Dörfer un Städt. Er nahm sich nun geleich de Richtung of sei altes Dörfel zu, wu se schie e paar Bahr in Ruh un Frieden gelaabt hatten. Sei Fraa nahm oder scharf de Kurv of de grüße Stadt zu, wu mr schie von weiten de Kerchterm un de Fabrikessjen sahe tat. Do market er, wuhie dr Wag ging. Er wußt oder aa: Wenn sich e Weibsen emos in

Kopp gefekt hoot, dos ward gemacht, do heißt de Maus ten Foden wag! 'r guf-fer noch emol nooch ten Dörfel zu, un dann — flug 'r miet.

Nu warn se gelücklich in dar grußen Stadt drinne un de Wuhnungsfluch ging lus. Drei Tog strichen se über de Dächer wag, alle Türn wurn ümkreist, un se geche-ten in alln Gasseln rüm. En richting Plaz für ihr Rast fanden se oder net. Alle Häuser warn bis drubn un- nern Dach vu Men- schen besetzt, un de Haustürn warn über- oll zu. Mitten nei in dr Stadt, esu üm Mark rüm, wogeten se sich gar net hie. 'r dacht schie, sei Fraa müßt's doch bal soot- friegn. Oder wie se sei Gedanken market, suchet se nür noch schwerer. Un endlich hatt se ihrn Willn! E huch's Fenster war ubn mit en Flügel auf, husch, donei ging's. 's war e Turnhall, wu se nei- geroten warn. Dos war schie emos an- nerisch, wie dar alte stünktige Ruhstall!

Geleich sollt nu aa de Rastbauerei lus- giehe. Do ging aa de Nut schie lus! Alle Stroßen warn hart- gewalzt wie e Tanz- buden. Nergnds stand



ene Pflüg. Rü Schnobel voller feuchter Erd war ze finden. Se mußten weit aus dr Stadt naussflieg zu en Teich. Dos war e mühsalig bissel Machen. Oder dos Raft wur fartig. Drubn, wu dr Rundlauf dra is, dortn hings. An annern Tog wollten se eiziehe un 's Eierlegn sollt lusgiehe.

Doch an annern Früh ging dr biese Wag lus. Do wurn of emol de grußn Tür'n aufgemacht un ganze Hardeln vu Gunge un Madeln kame in darer Turnhall neigepert. De Usterferien warn ze Rand un nu fing dr Betrieb wieder a. Geleich wurn de Strick von Rundlauf runnergeloßen, un de Supperei un Dreherei gieng lus. Dos machet dan Rinnern e Hauptgergnüg, nár dan beeden Schwalbeln net. Die soßen in ihrn Raft, wie dos Mannel drubn of dr Reitschulspiz. Alles drehet sich ümering, doß se bal' de Schöpsdreh friegeln. Mir Müh' un Rut kame se aus ihrn Raft raus un flatterten in darer Turnhall rüm. Ihe hätt ihr emol dos Gegaug vu de Rinner hör'n solln! Alle hätten se doch gar ze gern die Vögele emol in dr Hand genomme un gestreichelt. Die Schwalbele wußten dos oder net; in ihrer Angst flatterten se hie un har un ließen sich vu die Rinner gehen. Endlich fanden se e Luch, wu se nauskonnten.

„Siehst de“, saht mei Schwalberich, „nu könne mr wieder vu vorne afange! In unnern Ruhstall warst doch schöner!“ „Du mit dein nischtnüzing Ruhstall!“ murret se noch drzu. In Labn hätt se doch net zugabn, doß ihr Maa racht hatt. Se war zwar noch ganz außer Oden vu dan Schrack, oder 's gob nisch, ihr Maa muß miet, sich nooch ener annern Wuhning ümsahe.

Un ihe ging alles verkehrt. Emol rannten se an ener Ess' naa; annermol hätten se sich bal in de Telegraphendröht vrfigt. Dann wollten se sich of en Dochgerinnel ausruhe. Do war wieder e Hard Spagen, doß dos Dorfpaßig ne a'ständig Stadtleiten ne Platz wagnahme tät. Un eine Gesellschaft war dos! — Nä, mit setten Gelump wár die Schwalbnfraa ofn Dorf net verkehrt! Dann egal dos Gehup un Getut vu die Automobiler, dos Gehimmel vu de Straßenbahne, dos Geschrei un Geblät überol! Nä, ihe wursch aa „ihr“ zewiel! Nu mochten die Spagen noch drzu gemerkt hobn, doß se de Ros' über se rümpfen tat, do wurn se aa noch ausfällig. Erscht finge se mit schlachten Redensarten a, un dann hacketen se noch mit de Schnobeln of se nei. Do fing se a ze fläschen un riß aus. Ihr Maa hoot erscht e paar vu dan Brüdern ewing gezuppt, dann muß 'r aa miet ausreißen. 'r hulet sei Fraa gerod ei, wie e neue Spagenbucht über se harfiel. Die triebens noch schlimmer. In ihrer Angst flug se ganz ronner of de Gass! Do warn wieder de Rinner hinner ihr har. Se wußt vir Angst net mehr wuhie un war richtig fruh, wie se soch, doß ihr Maa aus darer wagggeschmiffene Stadt nausmachet. Draußen ofn Fald hobn se sich erscht wieder zerachtgekämmt, dá in en setten Aufzug wollten se sich net of ihrn Dorf sahe lossen. Se hobn aa bal' ihrn alten Ruhstall wieder gefunden.

„Guck aal!“ saht dr Röhrhuf-August, dar gerod of'n Huf stand, zu sen Gung, „do komme se doch noch! Ich dacht schie, se hätten sich net wieder hargefunden. Mach schnell de Stalltür auf, doßn se neifönne!“

Der Heimatschwärmer

Detektiv-Roman von Lo Wilsdorf

(2. Fortsetzung.)

In Zürich verblieb sie nur kurze Zeit. Schon am übernächsten Tage erhielt sie von Belfast, der wieder nach London gereist war, die Instruktion, sich nach Luzern zu begeben.

Und so kam es, daß eines schönen Nachmittags Fräulein Granwell auf der Terrasse eines vornehmen Hotels in Luzern beim Tee saß und, eingehüllt in die offen zur Schau getragene Bewunderung der anwesenden Männlichkeit, mit lässiger Grazie eine kakaofarbige Zigarette rauchte, die, wie es die große Mode vorschrieb, mit der Farbe ihres eleganten Nachmittagskleides und des eben solchen Mantels übereinstimmte.

In Wahrheit aber war Gerda keinesfalls von Neußerlichkeiten so gänzlich eingenommen. Im Gegenteil davon flogen ihre Pulse unruhig, und die scharfen Augen unter den halb geschlossenen Lidern fuhren mehrmals prüfend zu einer Männererscheinung, die, unweit von ihr, das Profil zeigend, vorerst in durstigen Zügen den Tee getrunken und dann eine große Zeitung vom Ausland aus der Rocktasche gezogen und eifrig zu lesen begonnen hatte.

Es war ein großer, breitschultriger Herr, der vorhin in Auto die Hotelrampe überquert und bald darauf im Fahrerdbreß zur Terrasse emporgestiegen war; dem Anschein nach zu kurzer Raft. Der Herr hatte seinen Wagen selbst chauffiert und befand sich allein. Ein rascher, geübter Blick auf das Zeichen an der Rückfront des Autos belehrte die Detektivin, daß der kleine Turiner Fiat aus Berlin stammte, und die staubbedeckte Karosserie bewies, daß man eine weite Tour hinter sich hatte.

Jetzt wandte der Herr sein Gesicht zufällig nach der Richtung, wo Gerda saß, und diese erkannte, jeden Zweifel ausschließend, daß es tatsächlich der Gesuchte — daß er der Mann war, nach dem man sie ausgeschildet.

Ja, das waren dieselben Züge wie auf dem Bild, das sie von Belfast bekommen und, wer weiß wie oft, seither eingehend studiert hatte. Das blonde Haar war glatt aus der Stirn gestrichen

und erschien lichter, als Gerda vermutet. Auch die Gestalt war höher, und die ganze Erscheinung des Fremden hatte etwas Gebietendes, Imponierendes, wie es in der Photographie nicht zum Ausdruck kam.

Gerda lächelte bitter in sich hinein, während ihr Herz in unruhigen Schlägen pochte: Gewiß, so und nicht anders mußte ein Mann aussehen, wenn er Erfolg haben wollte. Aber war es nicht eine Sünde wider die Natur, daß ein solcher — ein solcher Mensch die Bahn des Verbrechens betrat, um sich die Mittel zu einem luxuriösen Unterhalt zu verschaffen?! Sah er nicht aus wie einer, der, auf des Lebens Höhe wandelnd, in allen guten Eigenschaften beispielgebend zu wirken hätte? Konnte die Natur sich diesen blutigen Wiß erlauben, in die Hülle eines Imperators die Seele eines Verbrechers zu stecken, der die Leichtgläubigkeit und — die Eitelkeit unerfahrener Mädchen für seine Zwecke mißbrauchte?! Gerda riß sich gewaltfam zusammen. Sie war nicht bestellt worden, um die Schlechtigkeit der Menschen zu philosophieren, sondern sie hatte zu handeln. Und das unverzüglich, sollte sich ihr eine Chance nicht entziehen. Denn der Fremde, der jener „Ricco del Mare“ war und kein anderer, zeigte keine Absicht, hierzubleiben, sondern konnte im nächsten Augenblick sein Fahrzeug besteigen und im Hui! davonrollen — wer weiß, wohin.

Alle diese Ermägungen glitten blitzschnell durch das Hirn der Detektivin, und schon war ihr Plan gefaßt.

Sie erhob sich langsam, raffte ihre Sachen: Schal, Täschchen und dergleichen an sich, und schritt, nahe an dem Fremden vorbei, dem Hoteleingang zu. Doch im gleichen Augenblick blieb sie wie angewurzelt stehen, während der Herr von seinem Sitz emporfuhr: der weiße Seidenschal der jungen Dame hatte sich mit seinen langen Fransen in den Ärmelknopf des Herrn verfangen und ihn förmlich an sich gezogen. Mit purpurrotem Gesicht blickte das Mädchen zu dem großen Manne auf, der sich eifrig mühte, sich der kleinen Schlinge zu entledigen. Da aber

die Dame in ihrer Verlegenheit den Schal instinktiv noch weiter an sich zog, mußte er ganz an die reizende Person herantreten, was zur Folge hatte, daß die Arbeit nicht vonstatten ging. Der Mann senkte seine ausdrucksvollen Augen tief in die graublauen Sterne, auch seine Stirn rötete sich, und während der Zeit eines Herzschlages standen sich die beiden einander gegenüber und verharren so Auge in Auge regungslos.

Wieviel von diesem alltäglichen Frauenmanöver, das die kleine Detektivin inszeniert, Geschäftstried und wieviel unbewußte Absicht war, die Aufmerksamkeit des Mannes auf sich zu lenken, hätte Gerda später nicht angeben können.

Gerda Graured war es nicht ungewohnt, Männeraugen bewundernd auf sich zu fühlen. Wenn sie in ihrem mehr als einfachen Lumpenkleidchen aus billigem Zeug durch die Straßen von Wien lief, so folgten ihr die Blicke der Vorübergehenden, ja, selbst solcher von Frauen, denn sie besaß in Haltung und Auftreten jenes gewisse Etwas, das anzog und zur Bewunderung zwang. Klug und über ihre Jahre lebensreif ließen sie all diese Anzeichen des Wohlgefallens völlig unberührt. Freundinnen besaß sie nicht, und sie hatte an Beispielen erfahren, was es für ein armes Mädchen heißt, Männern zu gefallen. Sie war nicht „modern“ genug, um das tolerante Wort „Junggefellin“ für sich in Anspruch zu nehmen.

Gerda Graured, die kleine, blasse Beamtin, sie war trotz ihres Berufes, der keine Geheimnisse des Lebens duldet — Idealistin, glaubte an Liebe und Treue, und wollte lieber allein durchs Leben gehen, als sich in Kleinmünze auszugeben.

In diesem Augenblick aber, da sie mit tappenden, ungeschickten Fingern die Schlinge lösen wollte, die sie sozusagen von Amts wegen über einen Mann geworfen, den sie sofort als das gesuchte Subjekt erkannte — in diesem Augenblick versank alles, was gewesen und sein würde, und es blieb nur der strahlende Glanz aus zwei Augen, die ihr bis in die Seele drangen und sie in einen süßen, nie gekannten Rausch versenkten, aus dem sie niemals mehr erwachen wollte.

Aber schon beim nächsten Atemzug, der tief und bebend aus der Brust quoll, versank das Märchenland, und die rüde Wirklichkeit siegte. Inzwischen war der Knopf auch aus den Maschen des Netzes geschlüpft, und indem der Fremde einen halben Schritt zurücktrat, stammelte Gerda eine kleine, angemessene Entschuldigung.

Der Mann lachte: „Ich bin dem Zufall dankbar, der mir eine so entzückende Bekanntschaft vermittelte, denn ich habe nach dem Attentat auf meine Freiheit keineswegs die Absicht, diese von Ihnen ohne weiteres anzunehmen, mein Fräulein. Sie gestatten, daß ich mich vorstelle: Vicomte Frederic de Mer — zur Zeit aus Berlin.“

Gerda stieg es gallenbitter auf die Zunge. Vicomte Frederic de Mer — das war die französische Uebersetzung von Ricco del Mare. Viel Phantasie besaß er nicht, der schöne Abenteurer, und sehr geschickt war er auch nicht. Im Nu verzog sich der rosige Nebel, und nur die Verachtung blieb, die sie sicher zu ihrer Pflicht hinüberleitete.

Mit einem schallhaften Lächeln, das jeder Schauspielerin Ehre gemacht hätte, machte sie ihren Auerkennungsknick, reichte

dem Fremden das Händchen und nannte dabei auch ihren Namen: „Gerda Granwell“.

Es entwickelte sich ein zuerst oberflächliches Gespräch, in dessen Verlauf der Vicomte, Gerdas linke Seite einnehmend, mit ihr die Terrasse durchquerte und über die Seitentreppe in den Park gelangte, wo das junge, schöne Paar nebeneinander promenierte wie alte Bekannte.

de Mer erzählte, daß er Franzose sei, was auch aus seinem Akzent hervorging, daß er aber seit zwei Jahren seinen ständigen Aufenthalt in Berlin genommen habe, von wo er soeben zu einem mehrwöchigen Erholungsurlaub eine Autotour unternähme.

„Und wohin geht es von Luzern weiter?“ fragte das Mädchen in einem Ton, der ganz absichtslos klang.

„Bis vor einer halben Stunde dachte ich an nichts, als mich einmal im Kilometerfressen auszutoben“, lachte der Mann und sah mit einem kleinen Lächeln auf sie nieder, „jetzt habe ich mich entschlossen, in Luzern zu bleiben.“

Gerda fühlte, wie sie errötete, und das machte sie mürend. Nun, was weiter?, dachte sie bei sich, selbstverständlich bleibt er in Luzern; hatte sie ihm doch in dieser halben Stunde ihrer Bekanntschaft in naivster Art ihre „Lebensgeschichte“ anvertraut, die, eigens für den Zweck zugeschnitten, ihren Eindruck auf einen Abenteurer seiner Art nicht verfehlen konnte.

Demgemäß war Fräulein Gerda Granwell eine reiche Waise, die zu ihrem Vergnügen durch die Welt strolchte und dabei die Marotte hatte, dies ganz ohne Begleitung zu tun. Gab es für einen Heiratschwindler ein besseres Objekt als dieses, und war es darum ein Wunder zu nennen, daß er anbiß?!

Mit deinen persönlichen Reizen hat das gar nichts zu schaffen, mein Kind!, verhöhnte sich die Detektivin innerlich, konnte es aber nicht hindern, daß ihr das Herz wie ein kalter, schwerer Stein in der Brust lag. Immerhin aber besaß sie genug Schulung und Verstellungsgabe, um ihre Empfindungen nicht zu verraten und ihre Rolle meisterhaft weiter zu spielen.

Drittes Kapitel / Dolly

Dolly war in Paris angekommen, hatte sich in einem vornehmen Hotel einquartiert, dort ihren Paß auf den Namen Dolly Dorothyn How vorgezeigt, was ihr seitens des Personals sofort die achtungsvolle Anrede „Miß“ eintrug, trotzdem sie nicht aus Amerika oder England kam.

Dann war Miß Dolly, noch in Reisekleidern, zur Hauptpolizei gefahren, hatte dort mit unterschiedlichen Beamten Unterredungen, die alle mit einem wohlgefälligen Schmunzeln das schöne Sportgirl verabschiedeten, und war mit dem Gefühl in ihr Hotel zurückgekehrt, daß sie die letzte Stunde nutzbringend angelegt. Nach längerem Aufenthalt im Badezimmer u. einem Essen im Speisesaal, wobei sie mit vielem Vergnügen das berechtigte Aufsehen gewahrte, das ihre Schönheit und Eleganz hervorriefen, nahm Miß Dolly eine Taxe und fuhr in die Rue Champs Elysee, wo sie in einem großen Hotel mit einem Lift emporglitt und sich im zweiten, sehr eleganten Stockwerk von einem feinsten Diener bei Mister Gulliver Trinität melden ließ.

(Fortsetzung folgt)



Zeichnung: Kieblisch M

Es war tatsächlich der Gesuchte, der Mann, nach dem man sie ausgeschickt . . .

Bilder aus aller Welt

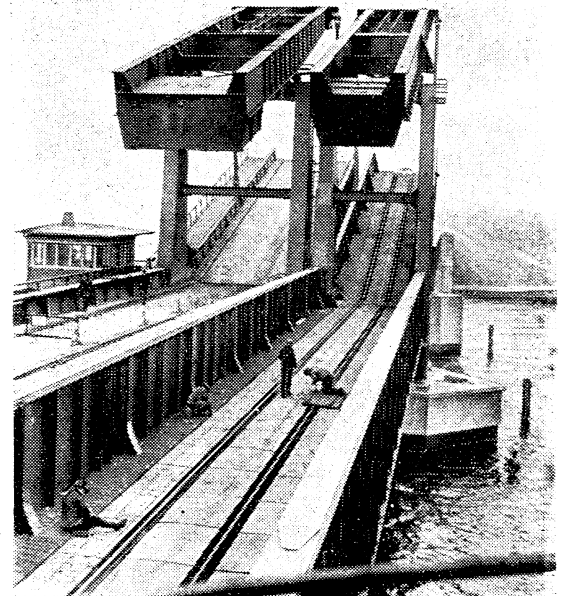
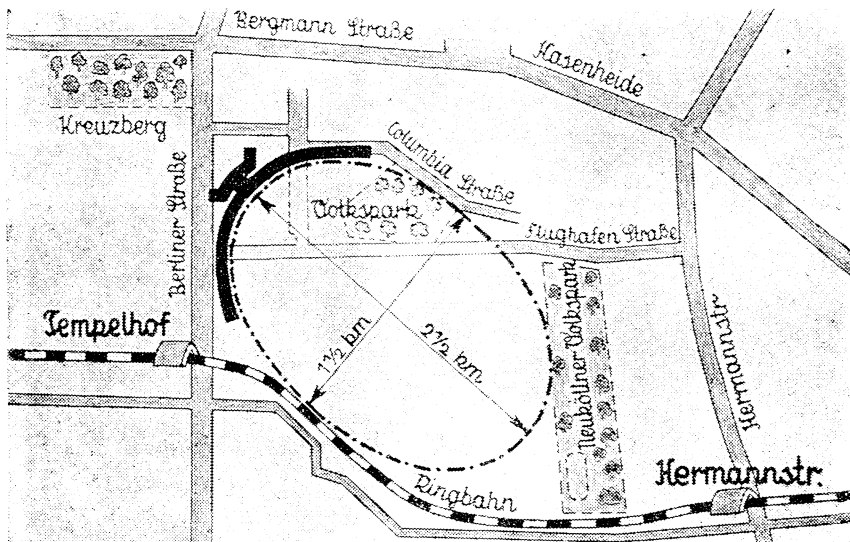
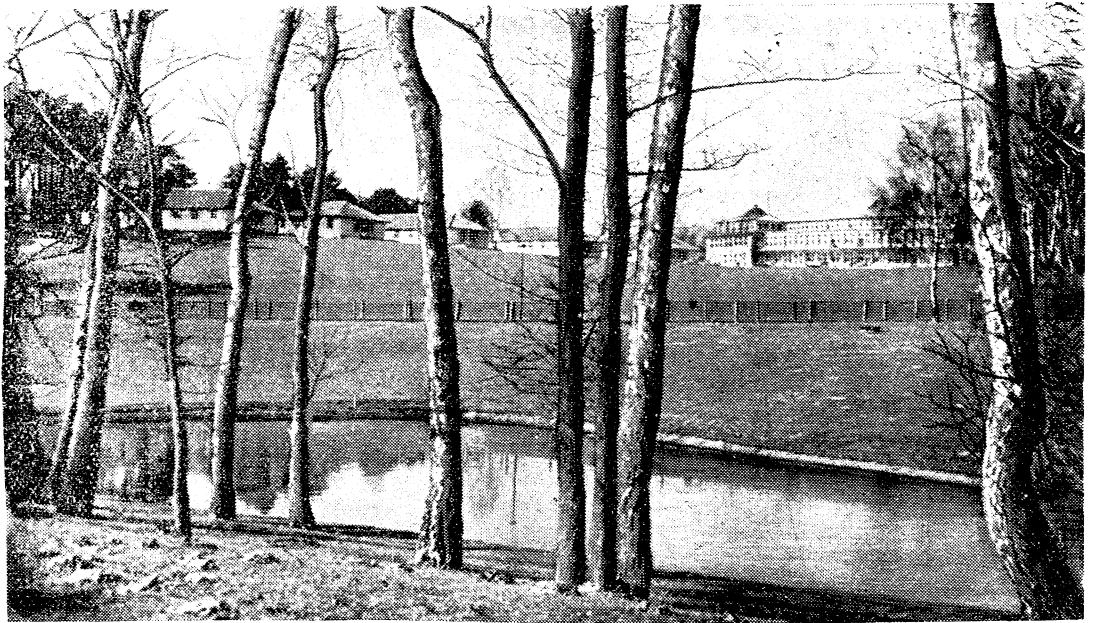
Frühling im Olympischen Dorf

Zu unserem Bilde nebenstehend.

(Schirner, R.)

In Berlin entsteht der größte Flughafen der Welt

Infolge der in den Jahren seit der Machtergreifung eingetretenen ungewöhnlichen Belebung des Luftverkehrs hat sich eine Vergrößerung des Tempelhofer Flughafens in Berlin als notwendig erwiesen, der dem gesteigerten Luftverkehr kaum noch gewachsen ist. Unter Zusammenfassung des bisherigen Flughafengeländes, des bekannten Aufmarschgeländes für den 1. Mai, eines Parks, mehrerer Sportplätze und Laubentkolonien wird nunmehr ein Rollfeld geschaffen, das $2\frac{1}{2}$ Kilometer lang und $1\frac{1}{2}$ Kilometer breit sein wird. Gleichzeitig wird an der Berliner Straße ein neues riesiges Flughafengebäude entstehen. Die Arbeiten an dem neuen Flughafen, dessen Lage unsere Skizze zeigt, wird etwa drei Jahre in Anspruch nehmen. Nach Fertigstellung wird Deutschland den größten Flughafen der Welt besitzen. (Selle-Gysler, R.)



Auch das ist nationalsozialistische Arbeitsbeschaffung

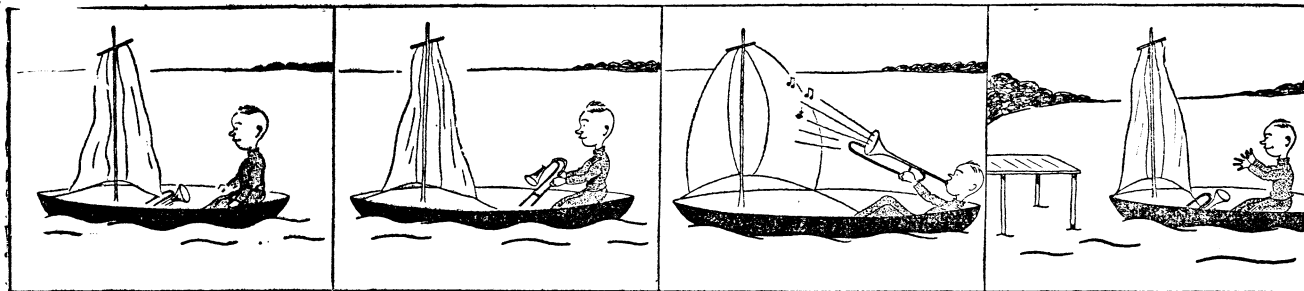
Der Rügendamm, jene feste Verbindung zu der schönsten Insel der Ostsee mit dem Festlande, nähert sich der Vollendung. Wir sehen im Bilde in der Mitte rechts die bereits fertiggestellte Eisenbahn- u. Straßenbrücke über den Ziegelgraben. Die Klappen der Brücke werden gerade für die Durchfahrt eines Schiffes gehoben. Daß dieser Damm entsteht, auch das verdanken wir dem Führer.

(Presse-Bild-Zentrale, R.)

Die Schönheit der bayerischen Alpenwelt wird erschlossen

Nebenstehend das erste Bild von dem kürzlich fertiggestellten Teilstück der neuen Alpenquerstraße zwischen Pfronten und Füßen am Weißen See. Auch diese Straße, die besonders schöne Ausblicke bietet, verdanken wir dem Führer. (Weltbild, R.)

Schwindelmaxe berichtet seine Heldentaten

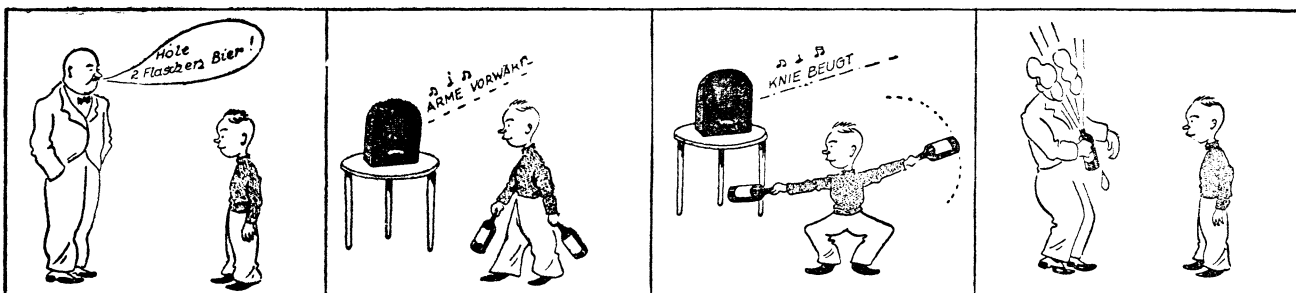


Da fuhr ich neulich mal
im Boot.

Das Segel hing am Mast
wie tot.

Schnell die Posaune in
die Hand:

So blies ich selber mich
an Land!

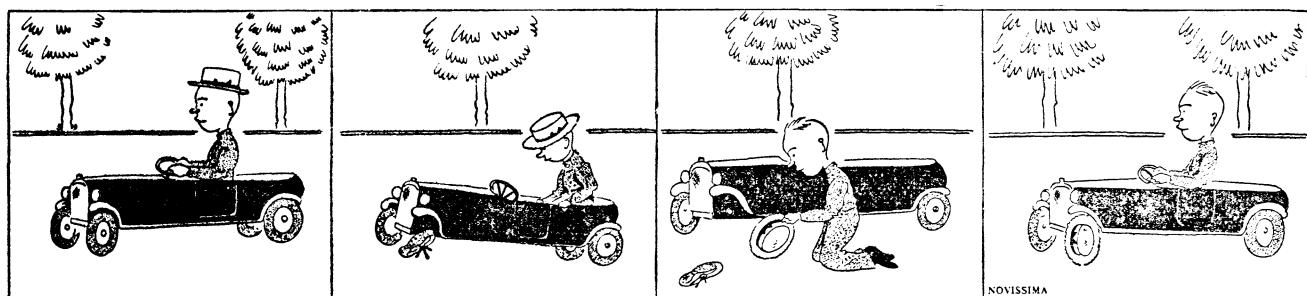


Der Onkel gab den Auftrag
mir

Der Rundfunk funkt Gym-
nastik hier.

Natürlich übte ich sehr
schön.

Wie toll ich übte, ist zu
sehn!

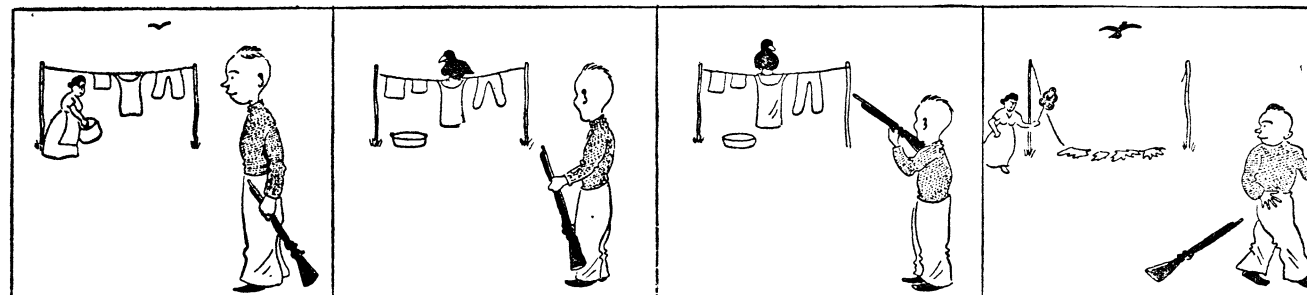


Mein Auto fährt ganz
unerhört.

Bis plötzlich eine Panne
stört.

Doch so ein Schaden ist
nicht groß.

Der Hut als Rad fährt
ganz famos!



Die Hanne hing die
Wäsche auf.

Ein Vogel setzt sich
oben drauf.

Ich zielte gründlich —
mit Genuß —

Da lag das Wild. —
Ein Meisterschuß!

Kindergegeschichten.

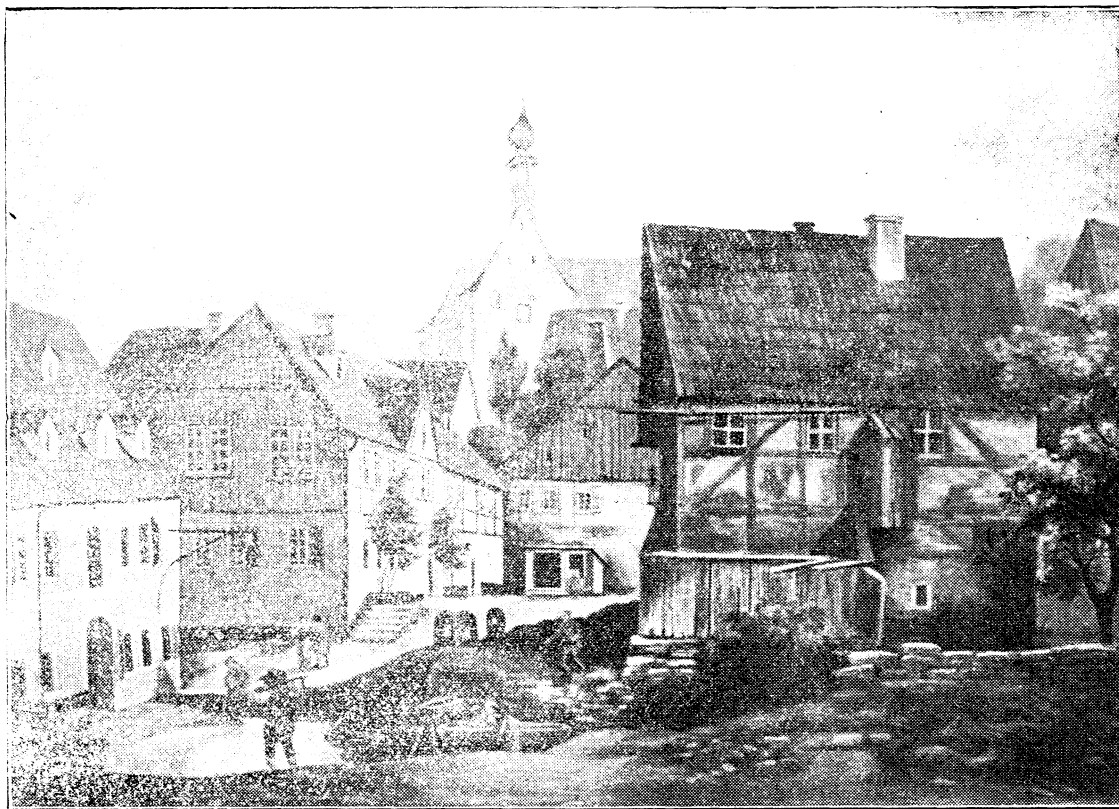
Der Lehrer hat viel über die Weisheitszähne gesprochen. Um zu sehen, welchen Eindruck sein Vortrag gemacht hat, fragt er: „Welche Zähne kommen also zuletzt beim Menschen?“ Sofort meldet sich Fredy: „Die falschen Zähne, Herr Lehrer!“

Die Familie geht aus. „Mama!“ ruft Bob, „vergiß nicht die Tüte mit den Bonbons, falls ich unterwegs zu weinen anfang.“

„Diese Puppe kann „Mama“ sagen!“ erklärte der Verkäufer im Warenhafe. „Haben Sie keine, die weint, wenn sie kein neues Kleid kriegt?“ fragt Lili.

Hans reißt einem Schmetterling die Flügel heraus. Und bezieht für diese Grausamkeit eine wohlverdiente Tracht Prügel. „Ich wollte ihm doch nicht weh tun“, wimmerte Hans. „Ich wollte ihn bloß aus einem Flieger in einen Fußgänger verwandeln!“

Wie se in dr Reigass im alten Buchholz ne Wasserbottich ohgefrogn hom

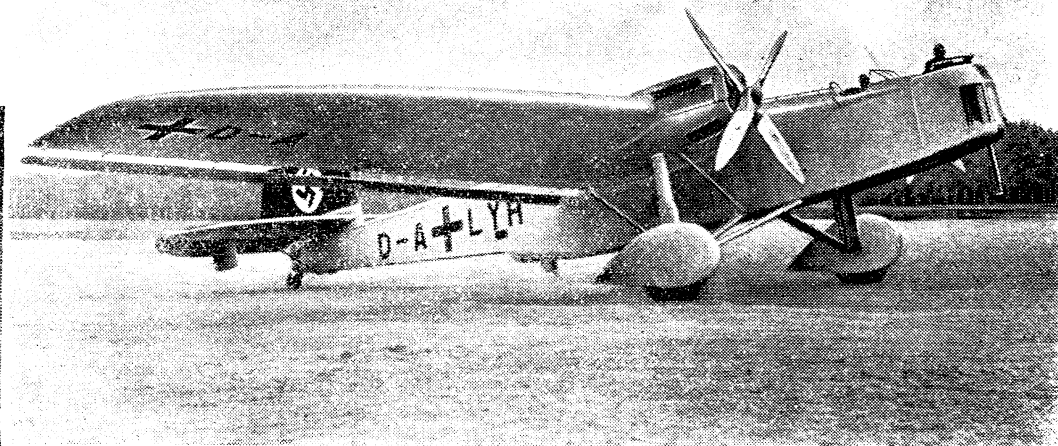
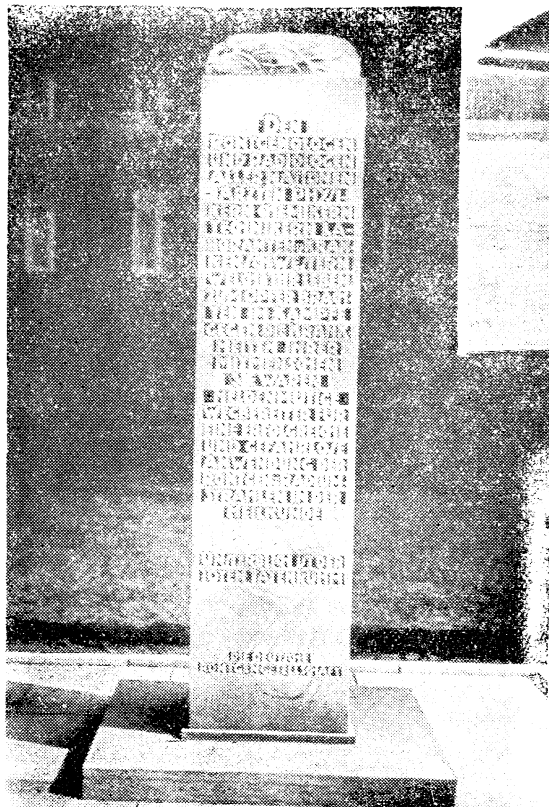


Nu horch nár, Paul, was is
dä das? / Nu horch nár, was
se sogn, / Dr Bottich auf dr
Reie Gass' / Dar ward nu
ohgefrogn. / Ach Christes
Gehies loßt mr nár / Dan
alten Bottich stinne; / 'r stieht
doch wahrlich net drquar, /
Versoffen is kanns drinne. /
Wie schie warich, wenn an
Feierohnd / Da Maad benn
Kanne tratscheten, / Un mier
mit unnrer Schriechbüch' uns
/ Eisaueten un eimaticheten.

Mr konnt sei ah benn Bot-
siched dort / De Spachtel fein
ahstelle, / 's taten an kann
annern Ort / De W'schlog-
pfennig su presse. / Nu guc
nár, Paul, nu hobn se schu /
's doch zengst ro'gerissen, /
Un in zah' Gahrn, do ward
kä Mensch / Won Bottich
noch was wissen. / Ja, Paul,
su is, mr warn nu alt, /
Mus is nu Gad un Bottich, /
's gieht ä Stückl Gugend miet
falt. / Mit unnern Wasser-
bottich.

(Nach F. Geitners „Wasser-
bottich“.)

Bilder aus aller Welt



Zweimotoriges Dornier-Kampfflugzeug

Das Zweimotoren-Kampfflugzeug der Dornier-Werke in Friedrichshafen. (Freigegeben durch R. L. M.) (Pressephoto, R.)

Ein Gedenkstein für die Röntgenopfer der Welt

Auf Veranlassung der Deutschen Röntgengesellschaft wird in den nächsten Tagen vor dem Röntgenhause des Krankenhauses St. Georg in Hamburg ein Gedenkstein enthüllt, der den Röntgenologen und Radiologen aller Nationen sowie Physikern, Chemikern, Technikern, Laboranten und Krankenschwestern gewidmet ist, die ihr Leben im Kampfe gegen die Leiden ihrer Mitmenschen opferten. Eine Liste von über 150 beglaubigten Todesopfern aus der ganzen Welt ist zusammengekommen, deren Namen der Stein trägt. Neben Deutschland sind fast alle großen Nationen vertreten, Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, Italien, Ungarn, die Schweiz, Oesterreich, Dänemark, die Tschechoslowakei, Spanien, Belgien, Finnland, Rußland und Holland. Der Gedanke, im Lande des Entdeckers der Röntgenstrahlen den nebenstehend abgebildeten Gedenkstein zu sehen, hat in der ganzen Welt lebhaften Widerhall gefunden. (Weltbild, R.)